

Wochenkommentar

Jürg Jegge, der dunkle Lehrer der Nation

Lotti Teuscher
Redaktorin



Was haben Lehrer und Betreuer der Odenwaldschule in Deutschland, zahlreiche Pädagogen und Priester aus Deutschland und der Schweiz mit dem ehemaligen Lehrer Jürg Jegge gemeinsam? Richtig. Sie alle haben in der Schweiz und in Deutschland Buben missbraucht – Hunderte, wenn nicht Tausende. Buben, die zu Männern wurden, die ihr Leben lang unter dem sexuellen Missbrauch litten und trotzdem jahrzehntelang schwiegen. Aus Scham oder weil sie hofften, das, was ihnen angetan wurde, irgendwann zu vergessen. Sie haben geschwiegen, bis einzelne Missbrauchsoffer den Mut aufbrachten, zu reden und damit andere ermutigten, das gleiche zu tun.

Die Mitwisser wanden sich in der Folge, die Odenwaldschule wurde geschlossen, manche Opfer erhielten Entschädigungen, in Einzelfällen wurden Täter verurteilt – meist war es jedoch zu spät dazu, da die Taten verjährt waren.

In einem unterscheidet sich Jegge, der einstige «Lehrer der Nation», von den anderen Tätern: Er redet. Ein halbes Dutzend Interviews hat er gegeben, seit Markus Zangger mit dem Buch «Jürg Jegges dunkle Seite» den Pädagogen entlarvt hat. Während andere Täter zumindest beschämt geschwiegen haben, versucht Jegge ohne Schamgefühl, wortreich seine Taten schön zu reden. Und entlarvt sich selber. Vor allem dann, wenn man seine Aussage auch zwischen den Zeilen liest.

Auf die Frage, wie viele Buben er missbraucht habe, sagt Jegge, das wisse er nicht genau, aber es seien weniger als zehn. Zwischen den Zeilen liest sich dies so: Es waren ja nicht so viele, dann kann es auch nicht so schlimm sein. Auf den Hinweis: «Ihre Opfer waren Sonderschüler, also die Schwächsten», antwortet Jegge: «Nein, ich habe mich ein Leben lang für die Schwächsten eingesetzt.» Mit anderen Worten – das Gute, das Jegge getan hat, wiegt seiner eigenen Meinung nach den Missbrauch auf.

Besonders schwer wiegt Jegges Aussage, er sei sich damals nicht bewusst gewesen, dass es ein Machtgefälle zwischen Lehrern und Schülern gebe. Hat Jegge, der Superpädagoge, den Jugendlichen, die er missbraucht hat, nie ins Gesicht geschaut? Er, der Lehrer, der angibt, Schüler besonders gut zu verstehen? Hat er den Ekel in den Kindergesichtern nicht bemerkt? Die Scham, die Irritation, die Not? Tatsächlich nicht?

Jegge erklärt seine Taten so: «Ich ging mit den besten Absichten vor.» Er rechtfertigt sich damit, dass es in den 60er- und 70er-Jahren eine Bewegung gab, die den Missbrauch von Kindern entkriminalisieren wollte. Tatsächlich haben sich Grüne und Teile der FDP in Deutschland damals dafür eingesetzt. In der Folge haben zahlreiche Betreuer und Pädagogen, so wie Jegge, den sexuellen Missbrauch als «Therapie» eingesetzt.

Welches Umfeld hat dies möglich gemacht? Richtig ist, dass dies zur Zeit der sexuellen Befreiung geschah. Tatsache ist weiter, dass es damals – richtigerweise – eine starke Bewegung gab, die Homosexualität entkriminalisieren wollte und dies schliesslich auch erreichte. Witterten auch pädosexuell Veranlagte deshalb Morgenluft? Gingen die Forderung nach der Entkriminalisierung hauptsächlich von pädosexuellen Lehrern und Politikern aus? Abgeklärt wurde dies nie.

Dass Kinder sexuell missbraucht werden, ist leider etwas, an dem auch Strafen nichts ändern. Doch es stellt sich die Frage: Warum wurden Täter wie Jegge nicht viel früher gestoppt? Mitwisser gab und gibt es immer – schlimmer noch: Manchmal wurden die Täter aktiv gedeckt. Wenn man aus dem Fall Jegge eines lernen kann, ist es dies: Zivilcourage zeigen und den Missbrauch melden. Denn nur so können weitere, potenzielle Opfer geschützt werden.

Wer davon weiss und nichts tut, ist – selbst wenn er straffrei bleibt – mitschuldig.

E-Mail: lteuscher@bielertagblatt.ch

Samstagsinterview

«China wird merklich wichtiger»

Eva Lüdi Kong Die Bieler Sinologin hat einen Klassiker der chinesischen Literatur erstmals vollständig ins Deutsche übersetzt. «Die Reise in den Westen», im 16. Jahrhundert von einem anonymen Autor verfasst, ist Epos mit über 1000 Seiten. An der Leipziger Buchmesse erhielt sie dafür den Übersetzerpreis.

Interview: Alice Henkes

Eva Lüdi Kong, worum geht es in «Die Reise in den Westen»?

Eva Lüdi Kong: Es geht um eine Pilgerreise von China nach Indien, wo bei Buddha heilige Schriften geholt werden sollen. Die Pilgergruppe besteht aus einem chinesischen Priester, der auf eine historische Persönlichkeit zurückgeht, und seinen Begleitern: der Affenkönig Sun Wukong, der Eber Bajie und ein ehemaliger Dämon namens Sandmönch. Alle sind ursprünglich göttliche Figuren, die vom Himmel auf die Erde gekommen und zu Dämonen geworden sind. Auf der Pilgerreise wollen sie ihre göttliche Existenz wiedererlangen.

Sie haben mit 14 Jahren begonnen, Chinesisch im Selbststudium zu lernen. Was war der Anreiz dafür?

Ich habe mich für Geheimschriften interessiert, wie viele Kinder. Chinesische Schriftzeichen haben mich sehr angesprochen, da in ihnen bildliche und lautliche Inhalte zusammenkommen. Ich habe mir spielerisch ein paar Zeichen angeeignet, indem ich sie abgezeichnet und im Wörterbuch nachgeschlagen habe. Im Gymnasium habe ich meine Aufgaben im Aufgabenheft in chinesischen Schriftzeichen notiert. Ein netter Mathematiklehrer hat einmal auf meine chinesischen Schriftzeichen auf einem Prüfungsblatt mit Altgriechisch geantwortet.

Konnten Sie das lesen?

Nein. Und ich traute mich nicht, zu fragen, weil ich mich ein bisschen geschämt habe, dass ich etwas geschrieben habe, was er nicht versteht.

Hat Ihre Familie Ihr Interesse an China unterstützt?

Meine Mutter hat uns in unseren Interessen unterstützt. Lange bevor ich mit dem Chinesischen angefangen habe, habe ich Mitschüler am Gymnasium Vietnamesisch sprechen hören. Ich fand das wunderschön und habe zu meiner Mutter gesagt: Ich möchte Vietnamesisch lernen. Da hat meine Mutter geantwortet: Wenn so eine fremde Sprache, dann doch besser Chinesisch. Sie hatte da so einen weiten Blick. Ich habe dann beides gelernt, Chinesisch und Vietnamesisch. Aber das Chinesische ist mir geblieben.

Wie viele Schriftzeichen gibt es?

Das kann man nicht genau sagen. Ich habe meinen chinesischen Mann gefragt, ob ein Chinese, der sich ein Leben lang als Schriftkundler betätigt, alle Zeichen lernen könnte, die es gibt. Er fand, das sei nicht möglich.

Im alltäglichen Sprachgebrauch wird nur ein kleiner Teil der Schriftzeichen verwendet.

Hinter den chinesischen Schriftzeichen steckt ein Entwicklungsprozess von über 5000 Jahren. Da ist alles noch drin, man erkennt noch heute die abstrahierten Formen von Bergen, Bäumen, Tieren. Wenn man von allen Zeichen spricht, dann meint man auch die, die so gut wie ausgestorben sind, das sind ungefähr 70 Prozent. Es gibt ungebräuchliche Zeichen, die man nur lernt, wenn man sich mit alten Gedichten und Schriften beschäftigt. Und dann gibt es so 3000 bis 4000, die man im Alltagsleben braucht, das Lesen von Zeitungen und Büchern mit eingeschlossen.

Wie viele Zeichen beherrschen Sie?

Passiv etwa 3000. Aktiv vielleicht 2000.

Wie kam die Entscheidung fürs Sinologie-Studium?

Ich habe mich von meinem Interesse leiten lassen und damals noch nicht an einen Beruf gedacht. Ich absorbierte alles, was an Chinesischem zu haben war. Meine Maturarbeit im Fach Musik schrieb ich über chinesische Musik. Dazu habe ich eine Woche in der sinologischen Abteilung in Zürich verbracht. Das war eine andere Welt. Da war alles vorhanden. Die chinesische Bibliothek vor allem. Da war für mich ganz klar, dass ich damit weitermachen will.

Lieben Sie schwierige Aufgaben?

Nein. Ich habe eine Vorliebe für Sachen, die mich ansprechen. Ich habe auch die koreanische Schrift ein bisschen gelernt. Sie ähnelt der chinesischen, ist aber alphabetisch aufgebaut, ohne Bilder. Als ich merkte, dass diese Sprache alle möglichen grammatikalischen Schwierigkeiten hat, habe ich sie sofort wieder weggelegt. Das Chinesische dagegen ist einfach. Wenn chinesische Kinder sprechen lernen, sagen sie sofort alles richtig. Es gibt keine Deklinationen, Konjugationen, keine Zeitformen. Man setzt einfach Begriffe zusammen. Das ist mir sehr entgegengekommen.

Wie funktioniert eine Sprache ohne Zeitformen?

Ganz einfach. Man sagt: Gestern gehen ich einkaufen. Wozu macht man sich die Mühe, dass man sagt: Gestern ging ich? Das ist ja eh klar. Man markiert Zeit im Chinesischen mit Begriffen wie «gestern», «heute», «gerade». Beim Übersetzen ist das eine Herausforderung, das nicht einfach zu übernehmen. In Übersetzungen heisst es oft: «Er ist gerade gegangen. Er ist gerade gekommen.» Das ist unschön. Es gibt auch keinen Plural im Chinesischen. In deutschen Übersetzungen liest man dann: «seine beiden Ohren». Daran sieht man, dass jemand nicht das Material der deutschen Sprache verwendet. Ich habe bei meiner Übersetzung sehr darauf geachtet, dass ich ein geläufiges Deutsch verwende.



Sinologin Eva Lüdi Kong im Elfenau-Park:

Sie haben sich also auch sehr intensiv mit dem Deutschen beschäftigt?

Ich habe viel Stilbildung gemacht, habe mir eine Literaturliste vorgenommen mit Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts. Goethe, Theodor Storm. E.T.A. Hoffmann. Die Klassiker und Romantiker. Die habe ich vor allem auf ihre Sprache hin gelesen.

Eine Schwierigkeit bei der Übersetzung ist sicher auch, dass das chinesische Original einen gewissen Deutungsspielraum lässt.

Das Chinesische ist stark kontextbezogen. Es ist zum Beispiel viel vom «Herzen» die Rede. Ich kann das Herz natürlich einfach als Herz übersetzen. Doch die Konnotationen unterscheiden sich. Im Deutschen denkt man an das Herz als Organ oder Ort der Gefühle. Im Chinesischen hingegen liegt darin der ganze buddhistische Komplex von allem, was die menschliche Innenwelt ausmacht. Man muss versuchen, diese Konnotationen zu transportieren. Man muss das Schriftgut kennen, das Gedankengut, das dahintersteckt. An einem Begriff wie «Herz»